

ELIAS WITHEROW

**DIE
SCHWARZE
FARM**

Aus dem Amerikanischen von Katrin Hoppe

FESTA

Die amerikanische Originalausgabe *The Black Farm*
erschien 2017 im Verlag Thought Catalog Books.
Copyright © 2017 by Elias Witherow

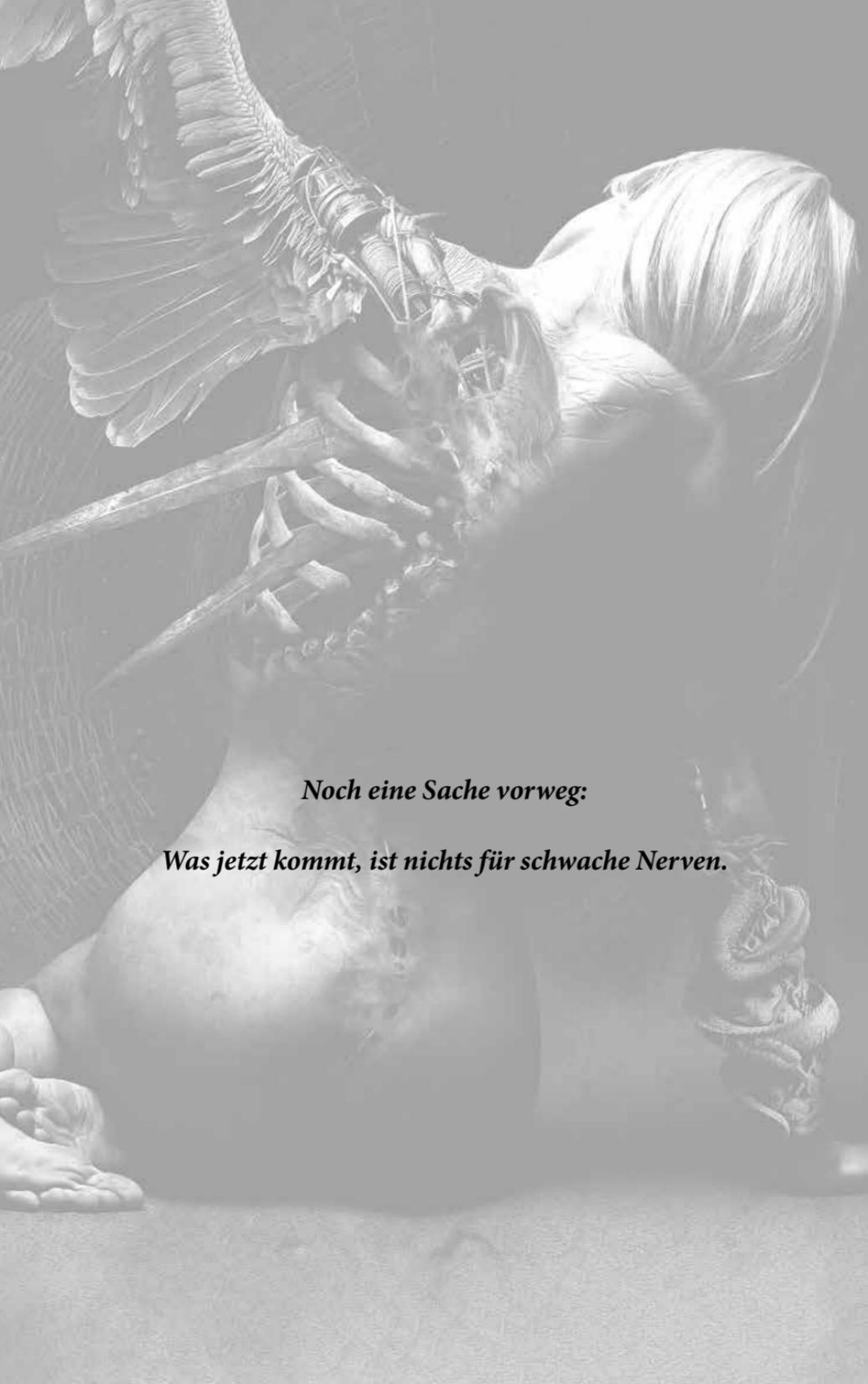
1. Auflage Juli 2023
Copyright © dieser Ausgabe 2023 by Festa Verlag GmbH, Leipzig
Titelbild: www.sabercore23art.com
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-98676-067-0
eBook 978-3-98676-068-7

Diese Geschichte ist meinen sechs Brüdern und meiner kleinen Schwester gewidmet. Ich liebe euch und vermisse euch jeden Tag.

Ein großer Dank auch meinen guten Freunden Matt und Dave für ihr anhaltendes Feedback, während ich diese Geschichte schrieb. Ihr habt mich in mehr als einer Hinsicht vor dem Wahnsinn bewahrt.

*Und ein großes Dankeschön an dich, den Leser.
Für dich schreibe ich, solange du mich lässt.*



Noch eine Sache vorweg:

Was jetzt kommt, ist nichts für schwache Nerven.

1

Ich atmete tief aus und sah hinauf zum Nachthimmel. Sterne zwinkerten zu mir herab wie neugierige Kristalle, während sich mein Brustkorb schwerfällig hob und senkte. Was für ein wunderschöner Anblick. So hoffnungsvoll. Ein Bild des Glücks, das mich zu sich rief, Millionen Lichtjahre weit in die Ferne.

Eine warme Brise wuschelte mir durch das Haar, und ich schloss die Augen und atmete die sanfte Heiterkeit ein. Grillen zirpten um mich herum und erfüllten die Dunkelheit mit unsichtbarem Leben.

»Ich kann nicht mehr«, flüsterte ich dem Himmel zu und öffnete meine verquollenen Augen, um die kühle Sichel des Mondes zu betrachten. »Gott stehe mir bei, ich kann einfach nicht mehr.«

Ich stand im Vorgarten meines kleinen Hauses. Zum letzten Mal ließ ich die Umgebung auf mich wirken, die Landschaft war verhüllt von ungetrübter Dunkelheit. Ich konnte meine Freundin drinnen weinen hören. Ihr Kummer strömte durch die offene Tür zu mir nach draußen und legte sich wie ein schwerer Umhang um meine Schultern.

»Gott«, flüsterte ich und spürte, wie sich meine Augen mit Tränen füllten. »Wenn es dich irgendwo da draußen gibt ... sag mir, dass ich es nicht tun soll. Bitte ...« Meine

Stimme versagte und ich wischte mir mit dem Handrücken über das Gesicht. Ich fühlte, wie die Last meines gesamten Daseins auf mich niedersank und mich unter sich zermalmte.

»So sollte das Leben nicht sein«, schluchzte ich, biss die Zähne zusammen und lauschte in die nächtliche Stille hinein.

»Wie konnte es nur so schlimm werden?«, fragte ich den Himmel und verspürte plötzlich den Drang zu beten: »Wenn du mich hörst ... bitte ... hilf mir ...« Dabei war ich nicht mal gläubig, doch falls es irgendwo da draußen einen Gott gab ... brauchte ich seine Hilfe.

Die kargen Hügel vor mir schwiegen. Ich lauschte dem Gras, wie es im Wind raschelte. Ich hatte geglaubt, dass mir die Abgeschiedenheit gefiel. Dass ich es genießen würde, weit weg von allen zu sein. Doch vielleicht wäre nicht alles so trostlos geworden, hätte ich mehr Menschen um mich gehabt.

Nun war es zu spät für solche Gedanken.

Zu spät, um sich noch den Kopf zu zerbrechen über all das Unglück, das mir widerfahren war, und all die falschen Entscheidungen, die ich während meiner 30 Jahre auf dieser Erde getroffen hatte.

Ich hörte, wie Jess drinnen schluchzte, und es brach mir das Herz. Ich hatte ihr das angetan. Meinetwegen waren wir hier raus in die Einöde gezogen. Sie hasste es auf dem Land, aber ich hatte darauf bestanden, dieses Haus zu nehmen. Sie liebte mich, ich war ihr Leben, ihr Ein und Alles. Natürlich war sie mitgegangen. Wir hatten eine Familie gründen wollen. Wir hatten zusammen alt werden wollen.

Ich verbarg mein Gesicht in den Händen und kämpfte gegen den Kummer an, der mich zu überwältigen drohte.

Es war das Baby gewesen, das uns in diese Lage gebracht hatte. Unser ungeborener Sohn.

»Nicht einmal das war uns vergönnt«, zischte ich ins Nichts, meine Stimme nur ein ersticktes Krächzen.

Jess war wegen der Fehlgeburt am Boden zerstört gewesen, eine Flutwelle aus seelenzermalmender Trauer hatte sie mit brutalen Armen mit sich gerissen. Einen Monat lang hatte sie kein einziges Wort gesprochen, und als sie es endlich wieder tat, konnte man hören, dass etwas in ihr zerbrochen war. Etwas, das niemals heilen würde.

Ich ging mit dem Verlust auf meine Art um. Betrank mich, grübelte, versuchte dem Geschehenen irgendwie einen Sinn abzutrotzen. Wann immer mir alles zu viel wurde, schlich ich mich hinaus in die Nacht und wanderte über die weitläufigen Felder, die unser Haus umgaben, starrte in den Himmel, während die Tränen mein Gesicht herabströmten, und ich betrauerte, was aus meinem Leben geworden war.

Das war nun ein Jahr her. Die Leute sagen, Zeit heilt alle Wunden, aber das galt nicht für uns. Beharrlich hatte ich gewartet, dass es leichter wurde, darauf, dass das Leben wieder in seinen wundervollen Farben erstrahlte. Aber das tat es nicht. Jeder Tag hatte uns nur einen Schritt näher an den Punkt gebracht, an dem wir uns nun wiederfanden.

Drei Monate nach der Fehlgeburt starb mein Vater bei einem Autounfall, den ein Betrunkener verursacht hatte. Zwei Monate danach verlor ich meinen Job. Drei Monate später erhielten wir den Räumungsbescheid. Unser Leben zerfiel direkt vor unseren Augen, alles geriet mehr und mehr außer Kontrolle, bis ich glaubte, den Verstand zu verlieren.

Jess war in dieser Zeit zu einem Schatten ihrer selbst verblasst. Und ihr Job beim örtlichen Juwelier reichte nicht annähernd aus, um uns über Wasser zu halten. Unser Lebensstandard verschlechterte sich rasant, doch ich konnte einfach nirgendwo Arbeit finden.

Und dann, vor einem Monat, wurde bei Jess' jüngerer Schwester Krebs im Endstadium festgestellt. Sie war gerade mal 24 Jahre alt. Und jeder Fortschritt, den Jess in der Zeit nach der Fehlgeburt gemacht haben mochte, verschwand auf einen Schlag. Ihr Teint war blass und kränklich, sie aß so gut wie nichts mehr, saß die meiste Zeit im Wohnzimmer und starrte auf den Fernseher.

Ich rieb mir mit beiden Händen das Gesicht und stieß einen langen, müden Seufzer aus. Es war einfach alles zu viel, jede Tragödie schmetterte wie ein weiterer Hammerschlag auf unser erbärmliches Leben nieder. Mein Verstand war in einem Zustand angespannter Unruhe stecken geblieben und gab zunehmend den Geist auf. Meine Tage ertranken in Sorge, meine Nächte in schlafloser Verzweiflung.

Ich war auf Grund gelaufen und versank immer tiefer und tiefer im Schlamm.

Ich war so erschöpft. Schon der Gedanke, auch nur einen weiteren Tag durchstehen zu müssen, erfüllte mich mit Schrecken. Ich konnte so nicht weitermachen.

All das ballte sich in meiner Brust zusammen und brodelte wie gurgelndes Gift hinauf in meinen schreienden Geist. Der Verlust unseres Sohnes, der Tod meines Vaters, der Krebs, die drohende Zwangsräumung, Jess' Verfall ...

»Es reicht«, flüsterte ich in den Wind und stellte fest, dass ich weinte. Ich wischte meine Wangen ab, drehte mich zum Haus um und ging wieder hinein.

Ich schloss die Haustür hinter mir und begab mich ins Wohnzimmer. Jess lag auf der Couch, ein blasses, in sich zusammengerolltes menschliches Knäuel mit ungewaschenem Haar. Als ihr Blick zu mir hochfuhr, weiteten sich ihre Augen. Eine Armee von Pillen bedeckte den Sofatisch vor ihr.

Mehr als genug, um uns beide mit Leichtigkeit zu töten.

Wortlos ging ich zu ihr, setzte mich neben sie und zog ihren kalten Körper in meine Arme. Sie schmiegte ihre Wange an meine Schulter, und schon fühlte ich meinen Arm feucht werden. Sanft strich ich ihr übers Haar und küsste ihren Scheitel.

»Bist du ganz sicher, dass du das willst?«, brach ich das Schweigen.

Ohne mich anzusehen, antwortete sie leise: »Ja, Nick. Ich kann das alles einfach nicht mehr. Nichts von alldem. Es ist zu viel. Ich leide ...« Sie richtete sich auf und sah zu mir hoch, ihre Augen feucht von Tränen. »Ich leide in jedem einzelnen Moment.«

Meine Lippen bebten. Sie so zu sehen zerriss mir das Herz. »Ich auch«, erwiderte ich sanft.

»Es tut mir so leid«, schluchzte Jess, während sie mich weiter ansah. »Es tut mir so leid wegen unserem Sohn.«

Ich fasste sie an den Schultern und spürte, wie mir selbst die Tränen über das Gesicht liefen. »Hey, es gibt absolut nichts, wofür du dich entschuldigen müsstest. Es war nicht deine Schuld. Alles, was in unserer Macht stand, haben wir getan. Ich liebe dich.«

Zitternd brach sie an meiner Brust zusammen. »Ich liebe dich auch.«

Für eine Weile saßen wir einfach so da und starrten auf den Tod vor uns. Unablässig wanderte mein Blick über die

Pillen. Ich drehte Jess in meinen Armen um und spürte, wie sie seufzte.

»Du musst das nicht mit mir tun«, beharrte sie, ohne mich anzusehen. »Ich möchte, dass du glücklich bist. Dass dein Leben wieder besser wird.«

Ich streichelte ihren Arm. »Du bist mein Leben. Und du bist mein Tod. Ohne dich kann ich nicht überleben. Ich möchte ...« Meine Stimme stockte. »Ich möchte nur noch in einen tiefen Schlaf sinken, genau hier, mit dir in meinen Armen und nie wieder aufwachen. Klingt das nicht schön?«

Jess nickte, glitt an mir hinunter und legte ihren Kopf in meinen Schoß. »Ja, das tut es.«

»Was, denkst du, werden unsere Familien sagen?«, fragte ich.

»Wen interessiert das ...?«

Ich erwiderte nichts und ließ ihre Worte um uns herum verklingen. Sie hatte recht. Wen interessierte das? Niemand verstand die Hölle, die wir Tag für Tag durchlebten. Die Sorge, der Druck, die andauernde Panik. Es war einfach zu viel, ohne jede Hoffnung auf Besserung. Hoffnung ... diese Regung hatte ich schon vor langer Zeit hinter mir gelassen.

Gedämpft drang der Gesang der Nachttiere zu uns herein und ich ließ ihr dunkles Lied in meinen Geist sickern. Was für eine friedvolle Melodie zum Sterben ...

»Bist du bereit?«, fragte Jess plötzlich.

Die Frage strömte in mein Innerstes, erfüllte mich mit Wärme und erinnerte mich zugleich daran, eine Wahl zu haben. Ich leckte über meine trockenen Lippen und atmete aus. Es gab absolut nichts, wovor ich Angst haben musste. Sämtliche Monster lauerten auf dieser Seite des Daseins. Was uns hingegen erwartete, war ein seliges Nichts, der

bewusstlose Zustand vollkommener Leere. Kein Leid mehr ... keine Belastungen mehr ... Alles würde davongeschwemmt wie Stöckchen in einem Fluss. Ich musste nur meine Augen schließen und allmählich im ewigen Strom des Todes versinken.

»Ich bin bereit«, antwortete ich, obwohl mein Herz mit einem Mal raste.

Jess beugte sich vor und griff sich eine Faust voll Pillen. Sie schüttete sie in meine Handfläche, ehe sie ihre eigenen nahm. Der Rest von ihr blieb reglos, ihr Kopf ruhte weiter auf meinem Schoß.

»Baby?«, begann Jess und sah mir direkt in die Augen. Ich lächelte auf sie hinunter, voller Trauer und Liebe. Selbst jetzt noch, in ihrem verwahrlosten Zustand, war sie wunderschön. Ihre blauen Augen, das blonde Haar, die süßen Sommersprossen auf ihrer Nase.

»Ja, Liebes?«, flüsterte ich mit schwerem Herzen und traurigem Blick.

»Wenn es ein Leben nach dem Tod gibt ... wirst du dort nach mir suchen?«

Ich beugte mich hinunter und küsste ihre kalten Lippen. »Natürlich werde ich das. Jedes Dasein ist bedeutungslos ohne dich an meiner Seite. Ganz egal wo das ist.«

Da zuckte sie ein wenig zusammen, und frische Tränen füllten ihre blauen Augen. »Es tut mir so leid, Nick. Es tut mir so leid, dass unser Leben uns hierhergeführt hat. Ich liebe dich so sehr.«

»Ich liebe dich, Jess.«

Jess nahm das Glas Wasser vom Sofatisch und sah mich an. »Ist es okay, wenn ich zuerst gehe?«

Ich schniefte und bemerkte, dass ich nun hemmungslos weinte. »Natürlich.«

Dann sah ich zu, wie die Frau, die ich liebte, ihren Mund mit Pillen füllte, und mein Herz zerbrach in winzige Stücke. Sie hob das Glas an die Lippen und spülte sie hinunter. Kurz hielt sie inne, ehe sie auch die restlichen aus ihrer Hand schluckte. Als sie fertig war, reichte sie mir das Glas.

Mein Herz hämmerte gegen meinen Brustkorb, als ich es ihr abnahm. Die Hand, in der die Pillen ruhten, schwitzte und zitterte leicht. Ich atmete lange und tief aus, ließ meinen Geist vollkommen leer werden.

Dann hob ich die Hand und stopfte mir Pille um Pille in den Mund.

Zitternd nahm ich einen großen Schluck Wasser.

Es war vorbei. Die Entscheidung war gefallen, die Aufgabe erledigt. Da erfüllte mich plötzlich ein tiefes Gefühl von Frieden, die Akzeptanz unserer Tat. Es war die Erleichterung, die man nach schweren Entscheidungen empfindet, wenn man erkennt, dass man die richtige Wahl getroffen hat.

»Halt mich fest«, flüsterte Jess, nahm mir das leere Glas ab und stellte es auf den Boden.

Ich schloss sie in meine Arme und zog sie ganz nahe zu mir. Sanft strich ich über ihr Haar, während ich meinen Kopf auf die Rückenlehne des Sofas sinken ließ. Dann schloss ich die Augen und lauschte den nächtlichen Tieren draußen vor dem Haus. Mit einem Lächeln verlor ich mich in ihrer sanften Melodie und versank in der Schwärze hinter meinen Lidern.

Wer hätte gedacht, dass Sterben so sanft war?

Eine Weile schwiegen wir, verstummt unter dem Gewicht unserer Entscheidung. Ich lauschte dem Zirpen der Grillen, und die Minuten krochen dahin, während wir warteten.

»Wir haben ihm nie einen Namen gegeben.«

Ich sah zu Jess hinunter. Tränen füllten ihre Augen. Ich ließ meine Hände über ihre Arme gleiten und tröstete sie in unserem letzten gemeinsamen Augenblick.

»Es war zu schmerzhaft, darüber nachzudenken«, flüsterte ich. »Aber da, wo wir jetzt sind ... am Ende von allem ... finde ich, wir sollten ihm einen geben.«

Ein zärtliches Lächeln erhellte Jess' Gesicht. Mit abwesendem Blick sagte sie: »Michael. Für mich war er immer Michael. Ich denke, er hätte dein Lächeln gehabt. Ich bin mir ganz sicher.« Sie bewegte sich, um mich anzusehen. »Ein klein wenig schief und absolut hinreißend.«

Allmählich fühlte ich mich schläfrig, etwas zerrte an meinem Verstand und meinem Körper. »Michael ist ein großartiger Name.«

Jess' Augen wurden schwer. »Ja ...«

»Er hätte deine schönen blauen Augen gehabt«, flüsterte ich. »Und deinen Humor.«

Eine stumme Träne lief ihre Wange hinab. »Mein armer, süßer Junge. Vielleicht war es so am besten. Nichts Gutes hätte ihn auf dieser Welt erwartet. Hier gibt es nur Böses und Kummer.«

Ich erwiderte nichts, ein scharfer Schmerz schwoll in meinem Magen, während mein Kopf neblig und schwer wurde. Ich wusste nicht, was ich dazu sagen sollte. Sie hatte ja recht. Hier gab es nur Enttäuschung und Elend. Ich wollte nicht dabei zusehen, wie mein Kind vom Leben nach und nach zerfleischt wurde. Ich wollte nicht mitansehen müssen, dass er in Traurigkeit ertrank wie seine Eltern.

»Das alles spielt nun keine Rolle mehr«, meinte ich schließlich und kniff die Augen zusammen, als ein

brennender Schmerz durch meine Eingeweide schoss und wieder verschwand. Ich bemerkte, dass auch Jess sich den Bauch hielt.

Beinahe begrüßte ich dieses unangenehme Gefühl. Es erinnerte mich daran, warum ich diese Welt verlassen wollte. Meine Gedanken begannen ineinander zu verschwimmen, Bilder tauchten in meinem Geist auf und vergingen wieder wie Nebelschwaden am Morgen. Erinnerungen wie Schnappschüsse bluteten hinein in einen Schwarm aus wabernden, sich wandelnden Farben. Der Moment, als ich Jess zum ersten Mal sah. Unser erstes Date. Unser erster Kuss. Die paar glücklichen Monate zusammen, bevor das Leben uns zu zermalmen begann, mit einer Tragödie nach der anderen. Ich biss die Zähne aufeinander und fühlte, dass mir die Augen zufielen.

Jess lag regungslos auf meinem Schoß, und ich konnte hören, wie ihr Atem langsamer wurde. Ich legte meine Hand auf ihren Brustkorb und fühlte, wie die ihre sie schwach drückte. Wieder zuckte eine Welle des Schmerzes durch meinen Magen. Ich wollte wimmern, konnte aber nicht mehr die Kraft dazu aufbringen.

Glühende Dunkelheit drückte auf meinen Schädel, und ich verspürte den vagen Drang, mich zu übergeben. Das Zirpen der Grillen wurde leiser und schien sich zu entfernen, als würde ich ihnen durch einen langen Tunnel davonfahren. Etwas Warmes rann meine Wange hinab, aber ich achtete kaum noch darauf. Nichts schien mehr irgendeine Rolle zu spielen. Nichts.

Nur noch die Wärme ... und die Finsternis ...

Ein jäher Schauer durchfuhr mich ... und ich starb.

2

Finsternis. So tiefe ... Finsternis. Ich fiel durch sie hindurch ... nein ... das stimmte nicht ganz. Ich glitt in ihr entlang, ihre fremdartige Kühle drückte gegen meinen Körper wie ein feuchter Sarg. Ich erschauerte, während seine kalten Wände mich umhüllten, mich immer tiefer über die Schwellen des Todes zogen. Ich bekam das vage Gefühl, dass etwas auf meinen Kopf tropfte. Etwas, das noch kälter war als die Finsternis.

Ich hustete in die Schwärze hinein und versuchte, meine Gedanken zu fokussieren. Und da peitschte der erste Schuss nackten Unbehagens wie ein Blitz meine Wirbelsäule hinauf.

Ich sollte keine Gedanken haben können. Nichts sollte mir mehr bewusst sein. Ich war tot. Alles, was ich noch fühlen musste, sollte ... rein gar nichts sein. Warum konnte ich noch denken? Warum konnte ich noch fühlen?

Wieder musste ich husten, während die Dunkelheit wie hart gefrorener Brei über meine Haut schabte. Sie drängte gegen mich, glitt um mich herum, verschlang mich. Ich zitterte, mein Verstand begann sich neu zu ordnen. Ich atmete tief aus, konzentrierte mich und bettelte meine Sinne an, wieder zum Leben zu erwachen.

Ich schmeckte abgestandene Galle, leckte mit tauber Zunge über meine Zähne und versuchte auszuspucken,

aber meine Lippen gehorchten mir noch nicht. Irgendetwas Nasses tropfte mir auf den Kopf ... nein ... nicht nur auf den Kopf, überallhin. Es fühlte sich fast an wie ... Regen?

Ich glitt weiter durch die Dunkelheit ... und musste plötzlich würgen. Da bemerkte ich, dass mein Hals schmerzte. Ein Gefühl, als würden mich scharfe Krallen ersticken. Mich erdrosseln. Was zum Teufel ging hier vor sich?

Augen. Ich musste meine Augen öffnen.

Fieberhaft durchpflügte ich mein Gedächtnis, versuchte mich verzweifelt daran zu erinnern, wie ich das früher zustande gebracht hatte, aber ich schaffte es nicht. Es war, als wären alle motorischen Funktionen durcheinandergelassen und ich konnte die Bedienknöpfe, die meinen Körper kontrollierten, nicht finden.

Geräusche. Ich konnte etwas in der Ferne hören. Aber es war leise. Gedämpft. Nach einer Weile stellte ich fest, dass ich Druck auf den Ohren spürte. Etwas verstopfte sie und drückte meinen Kopf zusammen. Panik tanzte durch die Fetzen meines Bewusstseins, als die Dunkelheit ein weiteres Mal an mir entlangglitt. Ein dumpfer Schmerz brannte sich durch meine Kehle. Ich würgte.

Reiß dich verflucht noch mal zusammen, schalt ich mich und befahl meinem Verstand, sich zu beruhigen. *Was passiert mit mir?! Augen ... Du musst deine Augen öffnen, Nick. Nun mach schon. Los!*

Es dauerte eine gefühlte Ewigkeit, bis ich in meinem inneren Chaos die Augenlider wiederfand und sie aufzwang. Es war, als würde man ein rostiges Garagentor aufstemmen.

Die Finsternis waberte zum Rand meines Sichtfelds, das sich nun mit trübem Grau füllte. Zunächst war alles

verschwommen, ich blinzelte ein paarmal und Konturen begannen sich zu formen. Während das Grau schärfer wurde, kamen auch meine anderen Sinne zu mir zurück.

Kälte ... Schmerz ... Durst ...

Und plötzlich verstand ich, was mit mir passierte.

Ich wurde von etwas Gewaltigem durch Schlamm gezogen, an einer Kette um meinen Hals. Die eisige Dunkelheit, die ich fühlte, war die vollgesogene Erde, die an mir entlangschabte, während ich über sie hinweggezerrt wurde. Heftiger Regen prasselte aus einem bedeckten Himmel auf mich herab, der überzogen war mit unmöglich schwarzen Wolken.

Ich würgte unvermittelt, als die Kette sich mit einem Ruck fester um meinen Hals zog und man mich weiter durch den Schlamm schleppte. Ich reckte den Kopf und meine verquollenen Augen erspähten einen riesigen Mann mit nacktem Oberkörper, der mir den Rücken zugewandt hatte und die Kette hielt. Er war unglaublich fett, sein aufgeblähter Bauch wölbte sich über den Bund einer schmutzigen, zerfetzten Hose. Sein Rücken war übersät mit Schnitten und Narben, die triefenden schwarzen Haare hingen ihm in Strähnen über die Schultern und klebten an der Haut wie schmierige Aale.

Wo zum Teufel bin ich?, schrie ich in Gedanken, während mein Verstand jedes Detail mit schockierender Klarheit aufsaugte.

Schwach hob ich die Arme, griff nach der Kette und bettelte um etwas Erlösung. Mein aufgescheuerter Hals brannte wie Feuer von ihren Eisengliedern, die bei jedem Ruck so tief in meine Haut bissen, dass Blut hervorquoll. Meine Finger ertasteten das nasse Metall und umklammerten es im vergeblichen Versuch, unser Vorankommen zu bremsen.

Der massige Kerl spürte meinen schwachen Widerstand, drehte sich um und sein Blick fand meinen. Und während ich zu ihm hochstarrte, schwoll ein Übelkeit erregendes Entsetzen in meiner Brust. Seine untere Gesichtshälfte war vollkommen zerstört, Nase und Kiefer nur noch blutige Ruinen. Sein Mund hing lose von den zerfetzten Wangen. Die wenigen Zähne, die er noch hatte, ragten aus entblößtem, rohem Fleisch. Seine Zunge war ein Streifen aus wütendem Rot, der aus dem kinnlosen Gesicht baumelte.

Er grunzte, als er sah, dass ich wach war, und drehte sich nun ganz zu mir um. Ich heulte auf, als er auf mich zutrat und etwas aus seiner Gesäßtasche zog. Er beugte sich über mich, und ich japste in den Regen. Sein Gestank brachte mich zum Würgen. Ich grub meine Finger in den Schlamm, versuchte mich von ihm wegzustemmen, aber er ergriff mich mit Leichtigkeit und rammte meinen Kopf gegen die Erde.

Sterne explodierten vor meinen Augen, und die vertraute Dunkelheit tanzte wieder an den Rändern meines Sichtfelds. Ich rollte mich auf den Rücken, rang nach Luft und hustete in den kalten Regen. Blinzeln versuchte ich zur Besinnung zu kommen, konzentrierte mich, in der Hoffnung, mir so einen Reim aus dieser neuen, fürchterlichen Realität zu machen.

Während der fette Riese sich zu mir herunterbeugte, bemerkte ich, dass etwas mit dem Himmel nicht stimmte.

Rote Striemen durchzogen die dichten Gewitterwolken wie tiefe Schnitte in menschlichem Fleisch. Aus jedem dieser seltsamen Schlitze hingen Tentakel aus zinnoberrotem Schleim wie lange Geiferfäden. Behäbig schwangen sie im Wind wie gefrorene Blutfäden, die an einer offenen

Wunde klebten. Sie waren so lang und dick, mein Verstand geriet bei ihrem Anblick ins Taumeln.

Doch mir blieb keine Zeit, was ich da sah, zu verarbeiten, denn mein Entführer griff sich eine Faust voll meiner Haare, ehe er etwas Schmutziges und Nasses um meine Augen wickelte und mir die Sicht nahm.

»H... Halt, bitte«, krächzte ich und schlug nach ihm. »Warum tust du das? Wo bin ich?«, fragte ich, während ich erneut in Dunkelheit versank. Der Mann ignorierte mein Flehen.

Ich fühlte, wie er meine Hände fesselte. »Was willst du von mir?«, schniefte ich.

Da antwortete er mit einer Stimme, so bedrohlich wie heranrollender Donner: »Tholltetht nich wach thein.«

Klänglich wimmernd wand ich mich in seinem un-nachgiebigen Griff, als er meine Hände fest zusammenschnürte. Blind und gefesselt war ich nun vollkommen machtlos, während der Mann zum anderen Ende der Kette zurücktrottete und mich weiter durch den Schlamm hinter sich herzog.

Eine eisige Welle aus nackter Angst erfasste mich. Mir wurde klar, dass ich völlig hilflos war und keine Ahnung hatte, wo ich mich befand. Schlimmer noch, dieses Monster von einem Mann brachte mich als sein Gefangener irgendwohin, und meine Fantasie erzitterte vor unbekanntem Schrecken.

Da schrie ich los. Meine Kehle explodierte regelrecht, als mich die Panik ergriff und überwältigte. Ich strampelte mit den Beinen, kalter Schlamm klatschte mir ins Gesicht und füllte meinen Mund.

Er drang in meine Ohren, verstopfte meine Nase. Die Kette um meinen Hals schnitt so tief ins Fleisch, dass ich

nicht sagen konnte, ob das, was ich da spürte, Regen oder Blut war.

Doch mein Kreischen hielt den Mann nicht auf. Er beachtete mich nicht einmal und schien nicht im Mindesten besorgt, dass jemand mich hören und zu meiner Rettung eilen könnte. Und das verängstigte mich mehr als alles andere. Der Ansturm aus Schlamm und Schmerz ließ meine Rufe immer wieder ins Stocken geraten. Meine Handgelenke brannten in den Fesseln und meine Augen rollten hinter dem schmutzigen Stoff wild in ihren Höhlen umher.

Nach einigen Minuten verwandelten sich meine Schreie in ein Japsen nach Luft. Mein ganzer Körper fühlte sich an, als wäre er nur noch ein nasses, weich geklopftes Stück Fleisch. Immer wieder schlugen Steine gegen meinen Körper, während ich über sie hinweggezerrt wurde und in meinen Rippen der Schmerz explodierte, weil sie wie ein geborstenes Waschbrett daran entlangschabten.

Wie lange ich durch den Dreck geschleift wurde, konnte ich nicht sagen. Ich verwandte all meine Kraft darauf, genug Luft in meine Lunge zu saugen, wann immer ich die Gelegenheit bekam. Mittlerweile zitterte ich heftig, während der nicht enden wollende Regen mit seinen eisigen Zähnen in jeden Zentimeter meiner Haut biss. Mein Hemd war klatschnass und zerfetzt, meine Jeans steif vom Schlamm und so schwer, dass sie wie ein Anker an mir hing.

Mein Verstand war gelähmt von grellem Schmerz, jeder Ruck an der Kette jagte einen weiteren scharfen Blitz durch mein Gehirn. Donner grollte über mir, während ich etwas Unmenschliches in der Ferne brüllen hörte.

Lieber Gott, dachte ich, erschöpft, verängstigt. In was für einem Albtraum bin ich nur aufgewacht?

Und dann hielten wir plötzlich an.

Die Kette gab ein wenig nach, und ich keuchte in dankbarer Erleichterung. Da hörte ich, wie sie klirrend in den Schlamm fiel, ehe der Mann vor Anstrengung grunzte. Rostige Scharniere krächzten, gefolgt vom Geräusch schwerer Türen, die sich öffneten. Ich wollte aufspringen und davonrennen, den kurzen Augenblick nutzen, in dem der Riese abgelenkt war, um zu fliehen, doch mir fehlte die Kraft dazu. Mein Körper war nur noch ein nutzloser Haufen aus Wunden und Elend. Daliegen und Atmen war alles, was ich fertigbrachte.

Da wurde ich auf die Füße gerissen. Ich keuchte auf, als starke Hände mich packten und vorwärts zogen. Ich stolperte über meine eigenen Füße und griff unwillkürlich nach irgendwas, um nicht hinzufallen. Ein harter Ruck an der Kette zog mich wieder in einen festen Stand und ich konnte fühlen, wie die Luft um mich herum sich veränderte. Der Regen verging und eine schwere Feuchtigkeit traf meine Haut.

Der Matsch unter meinen Füßen wurde ersetzt durch harten Boden. Offenbar betraten wir eine Art Gebäude. Durch den Stoff über meinen Augen ließ sich nicht das Geringste erkennen, also ließ ich mich ergeben weiter voranschubsen und betete im Stillen, dass ich nicht stolperte und mir den Kopf aufschlug.

Während wir weitergingen, schwoll Lärm um uns herum an. Ferne Schreie und Weinen, gefolgt von wütendem Brüllen und metallischem Klatschen. Ein rhythmisches Surren klopfte irgendwo über mir, als würde hoch oben ein riesiger Ventilator rotieren. Der Gestank kalten Schweißes und ungewaschener Leiber flutete meine Nase.

»Bitte«, flehte ich vorwärtsstolpernd. »Bitte lass mich einfach gehen. Ich gehöre hier nicht her, das ist nicht richtig!«

Doch die schweren Hände schoben mich einfach weiter vorwärts. Da verlor ich die Nerven, schluchzte und bettelte, während die Kette hinter mir über den Boden schleifte wie eine eiserne Schlange und das Scheppern ihrer Glieder von den Wänden widerhallte.

Wohin gingen wir? Was hatte dieser Mann mit mir vor? Wo zur Hölle war ich?

Meine Gedanken rasten und verknoteten sich im verzweifelten Versuch zu verstehen, was hier vor sich ging. Ich sollte tot sein, all meine Sorgen sollten wie der Rest meiner Existenz in einem friedvollen Nichts verschwunden sein.

Jess, dachte ich plötzlich, und es schnürte mir die Kehle zu. O mein Gott, wo ist Jess? Ist sie hier?

In diesem Augenblick blieb mein Entführer stehen. Ich verharrte reglos, wartete schwer atmend und mit polterndem Herzen.

Die Kette um meinen Hals glitt zu Boden, und ein zaghaftes Seufzen der Erleichterung verließ meine Lippen. Ich hob die gefesselten Hände und betastete die wunde Haut an meiner Kehle. Als ich die Finger fortnahm, waren sie warm und nass. Ich fühlte, wie Hände an dem Stoff vor meinen Augen herumfummelten, und mit einem Mal wurde auch er entfernt. Ich rieb mir mit den Handrücken die Augen, blinzelte, bis ich wieder scharf sehen konnte.

Wir befanden uns in einem leeren Raum aus Beton, der von einer einsamen Glühbirne erhellt wurde. Sie baumelte von der Decke wie ein fauliger Zahn und warf ihr gelbes Licht auf die mit Flecken und Schlieren übersäten

Wände. Der verdreckte Fußboden war seltsam schmierig und schimmerte feucht. Ich drehte mich zu der Tür um, durch die wir gekommen waren, sah aber nichts außer der kahlen Wand auf der anderen Seite des Ganges.

»Was willst du von mir?«, bettelte ich um Antwort und krümmte mich vor dem riesigen Kerl zusammen, als dieser auf mich zutrat.

Da zog der Riese seine Faust zurück und ließ sie mitten in mein Gesicht krachen. Schmerz explodierte in meinem Kopf. Ich sackte zusammen und knallte auf den harten Boden. Blut spritzte aus meiner Nase, und sämtliche Luft verließ mit einem Keuchen meine Lunge.

»Thei thill«, knurrte es aus dem zerstörten Gesicht des Mannes.

Das Hirn pochte gegen meinen Schädel und ich kämpfte gegen die Bewusstlosigkeit. Benommen starrte ich mein eigenes Blut an, wie es von meinem Gesicht auf den Boden tropfte.

Ich hörte Metall klirren und wurde plötzlich wieder auf die Füße gezerrt. Der hünenhafte Kerl befestigte eine Kette um meine gefesselten Handgelenke und warf das andere Ende nach oben über einen Balken, der quer unter der Decke entlanglief.

Er zerrte daran und ich fühlte, wie mein Körper in eine stehende Position gestreckt wurde, bis sich die Arme über meinem Kopf spannten und ich dahing wie ein baumelnder Boxball. Meine Füße schabten über den Boden, während ich mich hochziehen versuchte, um den jähen Schmerz in meinen Schultern zu lindern. Ich gewann mein Gleichgewicht wieder und stand nun hilflos vor meinem Entführer, die Kleidung in Fetzen, mein Körper zerschunden und blutig.

Der Mann befestigte das Ende der Kette an einem Metallring, der im Boden verankert war, ehe er sich zur Tür wandte.

»Was zur Hölle hast du mit mir vor?«, schrie ich ihn nun an, zitternd in meinen Fesseln.

Der Mann hielt inne und blickte über seine Schulter.

»Wo bin ich?!«, jaulte ich und rüttelte an den Ketten.

Der Mann aber grunzte nur. Dann drehte er sich wieder um, ging zur Tür hinaus und ließ mich mit meinem Entsetzen allein.

Ich schrie ihm hinterher, wütend und verängstigt.

»Was wirst du mit mir machen?«, flüsterte ich nach einer Weile kraftlos in den leeren Raum, meine Augen füllten sich mit Tränen.

Minuten vergingen, Stunden, Tage ... Ich weiß nicht, wie lange ich dort hing. Ob Sekunden oder Jahre. Jeder meiner mühsamen Atemzüge fühlte sich wie eine Ewigkeit an. Meine Schultern brannten, meine Rippen schmerzten, die wirren Strähnen meines Haars hingen wie ein Vorhang vor meinen geschwollenen Augen.

In was für einen Albtraum war ich da hineingeraten? Welch abartige Krankheit hatte mich befallen?

Ich wusste es nicht. Und der Schrecken, der damit einherging, war das Allerschlimmste. Mein Magen krampfte sich zusammen, meine Beine zitterten vor Anstrengung, mich aufrecht zu halten und den Druck auf meine Arme zu lindern.

Nebel erfüllte meinen Geist, die Gedanken trieben davon, verloren sich in dem Schleier, der meinen Verstand erstickte und Farben und Bilder verzerrte. Ich konnte nicht mehr sagen, ob ich träumte oder den inneren Schrecken auf die Realität projizierte, doch es erschütterte mich bis ins

Mark. Was würde durch diese Tür kommen? Welches Leid erwartete mich? Was für ein Ort war das hier?

Da hörte ich etwas ganz in meiner Nähe. Speichel lief mir aus dem halb tauben Mund, als ich blinzelnd den Kopf hob und nach der Quelle suchte.

Der Raum war leer.

Wieder das Geräusch. Träge, schlürfend. Es klang nass. Dickflüssig. Wimmernd wandte ich den Blick nach oben, schaute hoch zur Decke. Und was ich dort erblickte, ließ mich vor abgrundtiefem Ekel und Entsetzen erstarren.

Eine gigantische Nacktschnecke kroch an der Decke auf mich zu. Ihr aufgeblähter Körper maß fast einen Meter. Ein Schrei platzte aus meiner Kehle, als ich erkannte, dass sie etwas hinter sich herschleppte.

Die Schnecke ragte aus dem aufgebrochenen Bauchraum eines Mannes, den sie wie eine leblose Behausung mit sich zog. Seine weit aufgerissenen Augen stierten ins Leere, das tote Gesicht erstarrt in unsäglicher Qual. Arme und Beine baumelten schlaff in der Luft, während die Schnecke weiter auf mich zuglitt.

Schleimfäden wälzten sich über die Haut des Toten und fielen in klebrigen Pfützen zu Boden. Aus dem Kopf der Schnecke staken zwei blassbraune Fühler, die sich wie lebende Pendel in meine Richtung wandten, um mich anzustarren.

Ich kreischte auf, rüttelte an den Ketten. Ein Schrei aus purer Angst schoss aus meiner Kehle. Mir blieb nichts anderes übrig, als hilflos zuzusehen, wie das Ding näher und näher kam, den Balken schließlich erreichte und an der Kette nach unten zu kriechen begann.

»Hilfe! O Gott, irgendjemand! Hilfe!«, heulte ich, rüttelte an meinen Fesseln und zog mich so weit zurück, wie ich

konnte. Schleim, in Farbe und Konsistenz wie Eiter, rann an den Eisengliedern herab und lief über meine Hände.

Der tote Mann, der Wirt dieser Kreatur, starrte mit glasigen Augen auf mich herab. Als die Schnecke näher kam, strichen seine Hände sacht über mein Gesicht.

»BLEIB WEG! STOPP! WEG VON MIR!«, schrie ich, als sich das monströse Weichtier auf meinen Armen hinunterwand und sein gallertartiger Körper meine Haut bedeckte.

Der Mann, der an der Schnecke hing, griff plötzlich nach meinem Haar. Leben erwachte in seinen Augen.

Das Gesicht nur wenige Zentimeter vor meinem baumelnd, keuchte er: »Nimm es weg von mir! BITTE! BEFREI MICH!« Ich entzog mich seinem Griff, meine Gedanken versanken im Chaos und der Schrecken wand sich wie eine brennende Schlange in meiner Brust.

»Lass mich los! Lass mich in RUHE!«, schrie ich, zog den Kopf zurück und ließ meine Stirn gegen die Nase des Mannes krachen. Ein Heulen durchzuckte den Raum, dem ein widerliches Schmatzen folgte.

Voller Abscheu und am Rande der Hysterie sah ich zu, wie die Wucht meines Schlags den Mann nach hinten warf und seine Körpermitte vom Ende der Kreatur löste.

Mit einem Klatschen, als würde ein Pümpel in einen nassen Haufen Scheiße gedrückt, wurde der Mann aus seiner Knechtschaft gerissen und fiel auf den harten Boden, wo er regungslos liegen blieb, den Mund aufgerissen zu einem letzten, stummen Schrei.

Mein Magen bettelte darum, sich zu entleeren, doch dafür blieb keine Zeit. Schon glitt die Schnecke über mein Haar und dann auf mein Gesicht.



Elias Witherow lebt mit Frau und Sohn in New England. Er ist aktiver Bergsteiger und schaut gerne Hockey. Außerdem bemüht er sich ein guter Vater und Ehemann zu sein. Elias verbringt viel zu viel Zeit in seinem eigenen Kopf, um sich Geschichten auszudenken, die er dann zu finsternen, blutigen Romanen ausarbeitet.

Infos, eBook & Leseprobe:
www.Festa-Verlag.de